

18. internationales forum des jungen films berlin 1988

9

38. internationale
filmfestspiele berlin

EINSTWEILEN WIRD ES MITTAG

Land	Österreich/Bundesrepublik Deutschland 1987
Produktion	MR-TV / ORF / ZDF
Regie	Karin Brandauer
Buch	Heide Kouba, Karin Brandauer, nach der Studie 'Die Arbeits- losen von Marienthal' von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel
Kamera	Helmut Pirnat, Heinz Menzik
Ton	Walter Amann, Peter Paschinger
Mischung	Herbert Giesser
Schnitt	Maria Homolka, Monica Parisini
Musik	Christian Brandauer
Licht	Helmut Ehringer, Paul Hörmann, Wolfgang Vince, Gerhard Schindler
Maske	Ingrid Skorpik, Helga Klein
Kostüme	Uli Fessler
Ausstattung	Peter Manhard
Requisite	Hannes Slapa
Regieassistentz	Johanna Steinbeißer
Script	Brigitte Hirsch
Aufnahmeleitung	Gerhard Zupan
Produktionsleitung	Klaus Jüptner-Jonstorff
Herstellungsleitung	Kurt J. Mrkwicka
Redaktion ORF ZDF	Werner Swossil Rolf Ballmann

Darsteller

Die Wissenschaftler:	
Ruth Weiss	Franziska Walser
Robert Bergheim	Nicolas Brieger
Philipp Strauss	Stefan Suske
Kurt Schrader	Johannes Nikolussi

Die Arbeitslosen:

Hermann Schmid, August Schmörlzer, Georg Staudacher, Bernd Spitzer, Peter Moucka, Kristina Walter, Karina Thayenthal, Andrea Kiesling, Inge Maux, Sybille Kos, Rainer Frieb, Peter Faerber, Josef Bilous, Helmut S. Müller, Karl Schmid-Werter, Erika Deutinger, Margot Hruby, Patricia Hirschbichler, Sigrid Farber, Helga Illich, Heinrich Strobele, Hans Thanheiser, Thomas Gratzer, Axel Sprenger, Alexander Berg, Maria Perschy, Maria Urban, Emanuel Schmid, Robert Hauer-Riedl, Marcus Thill, Fritz Holzer, Klaus Rott, Tom Krinzing, Kurt Kosutic, Florian Mauthe, u.v.a.

Uraufführung

21. Februar 1988, Internationales
Forum des Jungen Films Berlin

Format	35 mm, Farbe, 1 : 1.33
Länge	95 Minuten

Inhalt

Grundlage des Films ist die berühmte sozialpsychologische Studie von Paul Lazarsfeld aus dem Jahr 1933 über den durch Arbeitslosigkeit herbeigeführten Niedergang eines Dorfes, 'Die Arbeitslosen von Marienthal'. Karin Brandauer ist nicht daran interessiert, daraus eine 'Arbeitersaga' in 90 Minuten zu erzählen, wichtiger ist ihr, die Konfrontation der Wissenschaftler mit 'ihrem lebenden Objekt' nachzuzeichnen, wie die sich bemühen, mit gut ausgedachten Hilfsprogrammen an die Arbeitslosen heranzukommen, aber nicht erreichen, daß das Dorf gerettet wird. Das Ergebnis ist lediglich eine – sicher bedeutsame – Studie, die 1933 dann von den Nazis verboten wurde.

Zu diesem Film

„Arbeit“, sagt Karin Brandauer, „ist Verantwortung. Wenn man jemand die Arbeit wegnimmt, dann verliert er sein Selbstwertgefühl. Das gilt für heute genauso, das ist ungeheuer, was da mit Menschen gemacht wird.“ Die Frage nach den Motiven für ihr soziales Engagement wehrt sie ab, weil sie es 'grauenhaft' findet, aus einer 'gutsituierten Situation' heraus sich sozialer Aktivitäten zu rühmen. Was ihr wichtig ist, daß sie sich in ihren Filmen nicht anbietet – so will sie die Geschichte der 'Arbeitslosen von Marienthal' fiktiv aus der Sicht der Wissenschaftler zeigen, eben nicht aus der der Arbeiter, weil sie mit ihrer bürgerlichen Herkunft um die Verständigungsschwierigkeiten mit Leuten dieser 'Klasse' weiß, daß sie sich nicht mit Effekten über die Schizophrenie hinwegsetzt, um Wirkung zu machen. „Meine Figuren haben, so glaube ich, einen großen Grad an Ehrlichkeit.“

Drehbericht

Ausschwärmende Heuschrecken

In Gramatneusiedl und an der Wiener Universität dreht Karin Brandauer einen Film über das Dilemma der Forschung.

Nur der Spruch des Monats muß von der Wand entfernt werden. Ansonsten ist die Kulisse perfekt. Bücher bis an die Decke, angeräumte Schreibtische, dem Zusammenbrechen nahe, uralte, grünbeschirmte Leselampen, die Sessel voll von Papierstößen, Staub in dicken Schichten.

Um den einen Schreibtisch drei Herren und eine Dame. Sie memorieren ihren Text während die Fenster mit Seidenpapier verhüllt werden. Der heiße Sommertag läßt selbst in das Hinterkammerl des Instituts für Geschichtsforschung der Universität Wien zuviel Licht herein.

Die nur scheinbar vom Filmarchitekten eingerichtete Studierstube (zwischen der Unzahl von Karteikästen, Aktenbergen und Bücherbergen wird, man kann sich's kaum vorstellen, tatsächlich aktuell gearbeitet) dient einen Tag lang als Besprechungszimmer

für ein Team aus Sozialforschern und Arbeiterkammervetretern und damit Regisseurin Karin Brandauer als willkommene Kulisse für ihren Fernseh-Film *EINSTWEILEN WIRD ES MITTAG* (Sendetermin steht noch nicht fest).

Die Stimmung im Geviert der kleinen Kammer ist gespannt. Die einzige Frau im Team, Ruth Weiss (dargestellt von Franziska Walsler), berichtet über die vier Haltungstypen von Arbeitslosen: „Die Ungebrochenen, die Resignierten, die Verzweifelten, die Apathischen.“ Ein anderer Name taucht in der Erinnerung der Beobachterin auf: Marie Jahoda. Und Robert Bergheim (Niklas Brieger), Ruths Freund und Chef der Forschungsgruppe? Das muß Paul Lazarsfeld sein, der damals Anfang der 30er Jahre von Wien aus die berühmte und auch heute noch immer gültige und richtungsweisende Studie über die Arbeitslosen von Marienthal erstellte. Der erste Soziologe, der nicht vom Schreibtisch aus Thesen verzapfte, sondern den umgekehrten Weg ging, in die Praxis, zu den Menschen, sie Tag und Nacht beobachtete, ihnen in die Teller und ins Bett schaute, um herauszufinden, was es bedeutet, lange Zeit ohne Arbeit zu sein, hoffnungslos. Die Bewohner Marienthals lebten damals von der Textilindustrie. Als die Spinnerei und Weberei geschlossen wurden, war der ganze Ort arbeitslos. Ein Modellfall.

Karin Brandauer will in ihrem Film jedoch nicht die Problematik der Arbeitslosigkeit neu aufrollen, so aktuell auch dieses Thema wieder wäre. Ihr und Heide Kouba, mit der die Regisseurin das Drehbuch geschrieben hat, geht es eher um das allgemeine Problem jeglicher humanistischer Wissenschaft: Kann der Forscher die Distanz zum Objekt bewahren? Sind Menschen überhaupt als Forschungsobjekte anzusehen, als Lieferanten für Zahlen, Daten, Fakten?

Einem aus dem vierköpfigen Team gelingt das nicht. Er fühlt sich vom zu beobachtenden Elend zu sehr ergriffen, läßt den Wissenschaftler sein und wendet sich der Sozialarbeit zu. Ein Romaniker halt, meinen die anderen.

Keinesfalls will Brandauer einen Bericht über die Arbeit des Teams Lazarsfeld/Jahoda drehen und auch nicht über das Schicksal der Marienthaler. Deshalb wurden die historischen Namen geändert, deshalb heißt der Ort im Film auch Weissenberg. Gedreht wurde allerdings am realen Schauplatz, im ehemaligen Marienthal, das jetzt zu Gramatneusiedl gehört, rund 50 Kilometer von Wien entfernt. Auch heute nicht gerade der Garten Eden. ...
Ditta Rudle, in: Wiener Wochenpresse, 10. 7. 87

Aus der Studie: Die Arbeitslosen von Marienthal

Was wissen wir über Arbeitslosigkeit? Es gibt statistische Nachweisungen über den Umfang der Arbeitslosigkeit und das Ausmaß der Unterstützung, gelegentlich verbunden mit eingehender Gliederung nach Alter, Geschlecht, Berufsaufbau und Lokalverhältnissen; und es gibt soziale Reportagen: Zeitungen sowohl wie namhafte Schriftsteller haben mit größter Wirkung das Leben der Arbeitslosen geschildert, haben es in Beispielen und Bildern der noch nicht betroffenen Öffentlichkeit nahegebracht. Zwischen den nackten Ziffern der offiziellen Statistik und den allen Zufällen ausgesetzten Eindrücken der sozialen Reportage klafft eine Lücke, die auszufüllen der Sinn unseres Versuches ist.

Was uns vorschwebte war eine Methode der Darstellung, die die Verwendung exakten Zahlenmaterials mit dem Sicheinleben in die Situation verband. Dazu war folgendes notwendig: wir hatten so engen Kontakt mit der Bevölkerung Marienthals zu gewinnen, daß wir kleinste Einzelheiten ihres Lebens erfahren konnten; und zugleich mußten wir jeden Tag so erfassen, daß er objektiv-formulierbar wurde; schließlich war das Ganze in einen Zusammenhang zu bringen, so daß alle Details sich als Ausdruck einer möglichst kleinen Zahl von Haupttatsachen übersehen ließen. Man wird im Verlauf unseres Berichts erkennen, wie wir ein umfassendes Inventar des Lebens in Marienthal zu erhalten und dabei Komplexe psychologischer Tatbestände in objektiven Kriterien und zahlenmäßig belegt herauszustellen versucht haben. Wir sind alle Wege gegangen, die uns unserem Gegenstand näherbringen konnten. Das Erlebnis der Arbeitslosigkeit trat uns in den Mitteilungen der Arbeitslosen selbst entgegen: in ihren gelegentlichen Äußerungen, in ausführlichen Antworten auf unsere

Fragen, in den Erzählungen der Gemeindefunktionäre, in zufällig gefundenem Tagebuch- und Briefmaterial. Die objektiven Daten fanden wir z.T. schon vor: im Konsumverein, auf der Gemeinde, in den Vereinen. Zum Teil mußten wir sie uns selbstbeschaffen in der Form von Eßverzeichnissen, Zeitverwendungsbogen, Beobachtungsprotokollen und dergleichen mehr.

Verknüpft wurden die Einzelergebnisse nach Gesichtspunkten, die letzten Endes von dem Gesamteindruck bestimmt sind, den wir während unseres Aufenthaltes in Marienthal und beim Studium des einlaufenden Materials gewonnen haben. Aber das subjektive Moment, das jeder Beschreibung eines sozialen Tatbestandes anhaftet, haben wir auf ein Minimum zu reduzieren gesucht, indem wir alle Impressionen wieder verwarfen, für die wir keine zahlenmäßigen Belege finden konnten. So schälte sich zum Schluß unsere Formel von Reduktion des Anspruchs- und Aktivitätsbereichs, vom Zeiterfall und vom Hinabgleiten entlang der von uns dargestellten Haltungsreihe heraus; um diese Formel herum sind sowohl die charakteristischen Hauptergebnisse als auch die abweichenden Einzeldaten gruppiert.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unsere Fragestellung nicht das ganze Problem der Arbeitslosigkeit umfaßt hat. Vor allem ist unser Untersuchungsgegenstand das arbeitslose Dorf und nicht der einzelne Arbeitslose. Alles Charakterologische ist weggefallen, die ganze Psychopathologie fällt aus, und nur dort, wo regelhafte Zusammenhänge von Vergangenheit und Gegenwart angedeutet werden konnten, wird die Frage bis nahe an das individuelle Schicksal herangeführt. Aber auch einzelne allgemeinere Variationen wird man hier nicht finden. So geht es z.B. nur um den manuellen Arbeitslosen einer bestimmten Branche, bloß eine bestimmte Jahreszeit ist einbezogen, kurz, zu den Vorteilen kommen auch die Nachteile, die die Untersuchung eines ganz konkreten Falles mit sich bringt.

Auf eine Einschränkung wollen wir besonders aufmerksam machen, weil sie zu interessanten Konsequenzen führt. Wir hatten es mit einer Gemeinschaft zu tun, die in ihrer Gänze arbeitslos ist. Es läßt sich mangels exakter Paralleluntersuchung nicht mit Bestimmtheit sagen, wie sehr sich der Arbeitslose inmitten von Arbeitenden – z.B. in der Großstadt – von dem Arbeitslosen unterscheidet, der unter lauter gleichfalls Arbeitslosen lebt. Aber liest man aufmerksam die Berichte, die zur Verfügung stehen, dann gewinnt man folgenden Eindruck: Wir haben in Marienthal keine krassen neurotischen Massenerscheinungen gefunden (wie sie z.B. von der deutschen Landstraße gemeldet werden), was offenbar bedeutet, daß die geschlossene dörfliche Gemeinschaft sich aus vielerlei Gründen länger und leichter als Ganzes intakt erhält; dafür aber wurden uns die subtileren psychologischen Wirkungen, die die Untätigkeit und die Aussichtslosigkeit der Lage mit sich bringen, gewissermaßen wie unter der Zeitlupe deutlich und einsichtig. Das bedeutet einen Vorteil, der sich besonders klar in Auseinandersetzungen mit Praktikern der Arbeitslosenfrage (Fürsorgern, Beamten und Politikern) zeigt. Die Zufallsbeobachtung wird gerade an das anknüpfen, was sich ihr besonders auffällig darbietet; also z.B. an gelegentliche revolutionierende Wirkungen der Arbeitslosigkeit, an besonders erschütternde Ausbrüche der Verzweiflung oder an Ähnliches. Exaktere Feststellungen haben uns dazu geführt, die lähmenden Wirkungen der Arbeitslosigkeit in den Vordergrund zu rücken, die sich der Sache nach einer nicht systematischen Beobachtung leicht entziehen. Einmal herausgestellt, finden sie sich aber auch in der Erfahrung der Praktiker wieder; wir konnten anlässlich von Referaten über unsere Ergebnisse wiederholt beobachten, wie sie zuerst befremdet, dann aber zu einer neuen Beurteilung der scheinbar so wohlbekannten Verhältnisse geführt haben. (...)

Die Zeit

Doppelt verläuft die Zeit in Marienthal, anders den Frauen und anders den Männern. Für die letzteren hat die Stundeneinteilung längst ihren Sinn verloren. Aufstehen – Mittagessen – Schlafengehen sind die Orientierungspunkte im Tag, die übriggeblieben sind. Zwischendurch vergeht die Zeit, ohne daß man recht weiß, was geschehen ist. Die Zeitverwendungsbogen zeigen das drastisch. Ein 33jähriger Arbeitsloser schreibt: 6 - 1/2 7 stehe ich auf; 7 - 8 wecke ich die Buben, da sie in die Schule gehen müssen,

- 8 - 9 wenn sie fort sind, gehe ich in den Schuppen, bringe Holz und Wasser herauf,
 9 - 10 wenn ich hinaufkomme, fragt mich immer meine Frau, was sie kochen soll; um dieser Frage zu entgehen, gehe ich in die Au,
 10 - 11 einstweilen wird es Mittag,
 11 - 12 (leer),
 12 - 13 1 Uhr wird gegessen, da die Kinder erst aus der Schule kommen,
 13 - 14 nach dem Essen wird die Zeitung durchgesehen,
 14 - 15 bin ich hinunter gegangen,
 15 - 16 zum Treer gegangen,
 16 - 17 beim Baumfällen im Park zugeschaut, schade um den Park,
 17 - 18 nach Hause gegangen,
 18 - 19 dann nachmahlten wir, Nudeln in Grieß geröstet,
 19 - 20 schlafen gehen.

Das Aufwecken der Kinder hat gewiß keine volle Stunde in Anspruch genommen. Der Kaufmann Treer (15 - 16) ist 3 Minuten vom Wohnort dieses Arbeiters entfernt, und der Weg vom Park nach Hause, den er zwischen 17 - 18 zurücklegt, ist 300 Schritte lang. Was ist also in der fehlenden Zeit geschehen? Und so wie dieser Bogen sind alle ausgefüllt. So schreibt ein 31-jähriger ehemaliger Hilfsarbeiter:

- 6 - 7 geschlafen,
 7 - 8 das Kind in die Schule geführt,
 8 - 9 einen Spaziergang zur Bahn,
 9 - 10 zu Hause gewesen,
 10 - 11 an der Ecke des Hauses gestanden,
 11 - 12 gegessen,
 12 - 13 geschlafen,
 13 - 15 nach der Fische spazieren,
 15 - 16 beim Treer gewesen,
 16 - 17 um die Milch gegangen,
 17 - 18 ich spielte mit dem Kind,
 18 - 19 habe ich das Nachtmahl gegessen,
 19 - 20 bin ich schlafen gegangen.

Es ist immer dasselbe: nur an wenige 'Ereignisse' erinnert sich der Marienthaler Arbeitslose, wenn er den Bogen ausfüllt. Denn was zwischen den drei Orientierungspunkten Aufstehen - Essen - Schlafengehen liegt, die Pausen, das Nichtstun ist selbst für den Beobachter, sicher für den Arbeitslosen schwer beschreibbar. Er weiß nur: Einstweilen wird es Mittag. Und wenn er versucht, dieses 'einstweilen' zu beschreiben, dann entstehen die seltsamen Verzeichnungen in dem Zeitbogen: daß Beschäftigungen, die nicht mehr als 5 Minuten gedauert haben, eine ganze Stunde füllen sollen. Diese Art, die Zeitbogen auszufüllen, beruht keineswegs auf einer geringeren intellektuellen Begabung der Bevölkerung; die viel schwierigere Aufgabe der Führung von Haushaltsbüchern wurde gut gelöst. Der Arbeitslose ist einfach nicht mehr imstande, über alles, was er im Laufe des Tages getan hat, Rechenschaft zu geben. Nennen und aufzählen lassen sich außer den Orientierungspunkten nur die wenigen noch sinn erfüllten Handlungen am Tag: Buben waschen, Hasen füttern usw. Alles was sonst geschieht, steht mit der eigenen Existenz nicht mehr in sinnvollem Zusammenhang. Zwischen den wenigen wirklichen Beschäftigungen, dort, wo im Bogen steht: „Einstweilen wird es Mittag“ - liegt das Nichtstun, der völlige Mangel einer sinnvollen Zeitausfüllung. Alles, was geschieht, geschieht gleichsam unabsichtlich. Irgendeine geringfügige Kleinigkeit bestimmt die Beschäftigung in der nächsten halben Stunde. Sie ist so geringfügig, daß sie kaum ins Bewußtsein tritt, und soll sie nachher berichtet werden, ist sie längst dem Gedächtnis entschwunden. Man hört draußen auf der Straße ein belangloses Geräusch, man tritt hinaus, und schon einen Augenblick später ist das Geräusch vergessen. Aber man steht nun draußen, bis irgendeine andere geringfügige Sinneswahrnehmung wieder ein Stück weiterführt. (...)

Das alles gilt aber nur für die Männer, denn die Frauen sind nur verdienstlos, nicht arbeitslos im strengsten Wortsinn geworden. Sie haben den Haushalt zu führen, der ihren Tag ausfüllt. Ihre Arbeit ist in einem festen Sinnzusammenhang, mit vielen Orientierungspunkten, Funktionen und Verpflichtungen zur Regel-

mäßigkeit. Wie anders der Tag der Frauen verläuft als der der Männer, zeigt folgende Übersicht über die Hauptbeschäftigung von 100 Frauen:

	Vormittag	Nachmittag
Haushalt	75	42
Wäsche	10	8
Kinderpflege	6	12
Kleine Haushaltsbeschäftigungen (Nähen, Kinder) und Nichtstun	9	38
	100	100

Der typische Zeitverwendungsbogen einer Frau sieht so aus:

- 6 - 7 ankleiden, einheizen, Frühstück herrichten,
 7 - 8 waschen, frisieren, Kinder ankleiden und zur Schule begleiten,
 8 - 9 Geschirr abwaschen und einkaufen gehen,
 9 - 10 Zimmer aufräumen,
 10 - 11 Kochen herrichten,
 11 - 12 fertig kochen und essen,
 12 - 13 Geschirr abwaschen, Küche zusammenräumen,
 13 - 14 Kinder in das Heim begleiten.
 14 - 15 stopfen und nähen,
 15 - 16 stopfen und nähen,
 16 - 17 stopfen und nähen,
 17 - 18 Kinder abholen,
 18 - 19 Nachtmahl essen,
 19 - 20 Kinder auskleiden und waschen und schlafen legen,
 20 - 21 nähen,
 21 - 22 nähen,
 22 - 23 schlafen gehen.

So ist der Tag für die Frauen von Arbeit erfüllt: Sie kochen und scheuern, sie flicken und versorgen die Kinder, sie rechnen und überlegen und haben nur wenig Muße neben ihrer Hausarbeit, die in dieser Zeit eingeschränkter Unterhaltungsmittel doppelt schwierig ist. Man vergleiche damit die oben angeführte Tabelle für die Männer. So grundverschieden ist die Zeitverwendung bei Männern und Frauen, daß man für sie nicht einmal dieselben Kategorien aufstellen konnte. Zuweilen machen kleine Konflikte diese verschiedene Bedeutung der Zeit für den Mann und die im Haushalt arbeitende Frau anschaulich. Eine Frau erzählt:

„Trotzdem ich jetzt viel weniger zu tun habe als früher, bin ich eigentlich den ganzen Tag beschäftigt und habe gar keine Zerstreuung. Früher hat man den Kindern Kleider gekauft, jetzt muß man sie den ganzen Tag flicken und stopfen, damit sie ordentlich ausschauen. Mein Mann schimpft immer, weil ich nicht fertig werde, er sagt, andere Frauen sieht man auf der Straße draußen tratschen und ich werde den ganzen Tag nicht fertig. Er versteht eben nicht, was es heißt, für die Kinder immer die Kleider herzurichten, daß sie sich nicht schämen brauchen.“ - Eine andere Frau erzählt: „Wir haben jetzt regelmäßig Krach beim Mittagessen, weil mein Mann nie pünktlich da sein kann, obwohl er doch früher die Uhr selbst war.“

Man sieht: nicht einmal die wenigen Termine, die es noch gibt, werden genau eingehalten. Denn Pünktlichkeit hat jeden Sinn verloren, wenn nichts auf der Welt mehr unbedingt geschehen muß.

Sieht man den Frauen bei ihrer Arbeit zu, dann scheint es kaum begreiflich, daß sie fast all das früher nur nebenbei, nach 8stündiger Fabrikarbeit geleistet haben. Wohl ist die Wirtschaftsführung durch die Beschränkung der Mittel heute ungleich schwieriger und zeitraubender als früher, aber trotzdem war die rein physische Anstrengung ehemals ungleich größer. Das wissen und erzählen die Frauen auch; in fast allen Frauenbiographien wird berichtet, daß man früher bis in die späte Nacht hinein nach der Fabrikarbeit hat wirtschaften müssen. Aber fast in allen Frauenbiographien kommt dann doch der Satz: „Wenn wir nur wieder in die Arbeit könnten.“ Als rein materialer Wunsch wäre das nicht weiter erstaunlich, aber die Frauen fügen immer wieder hinzu: auch wenn wir vom Geld absehen.

Frau A. (29 Jahre) sagt: „Wenn ich wieder in die Fabrik zurück könnte, wäre das mein schönster Tag. Es ist nicht nur wegen des

Geldes, aber hier in seinen vier Wänden, so allein, da lebt man ja gar nicht." – Oder Frau R. (28 Jahre): „Jetzt ist die Arbeit leichter, wie in der Fabrikzeit. Damals war ich die halbe Nacht auf und hab für die Wirtschaft gearbeitet, trotzdem war es mir lieber." – Frau M. (32 Jahre): „Früher war es ja herrlich in Marienthal, schon die Fabrik war eine Zerstreuung." – Frau S. (37 Jahre): „Seit dem Stillstand der Fabrik ist das Leben viel schwerer. Man muß sich immer den Kopf zerbrechen, was man kochen soll, das Geld reicht nicht. Man kommt auch nirgends hin, den ganzen Tag ist man eingesperrt." – Frau P. (78 Jahre): „Ich würde gleich wieder webern gehen, wenn's möglich wäre, die Arbeit fehlt mir halt."

Die Frauen wollen also trotz der Mehrbelastung nicht nur aus materiellen Gründen wieder in die Fabrik zurück; die Fabrik hat ihren Lebensraum erweitert und ihnen soziale Kontaktmöglichkeiten gegeben, die sie jetzt entbehren. Ein Zeiterfall aber, wie wir ihn bei den Männern gefunden haben, läßt sich bei den Frauen nicht nachweisen.

Auf eine Veränderung im größeren Zeitrhythmus stoßen wir, wenn wir zum Schluß noch einmal den Ort als Ganzes ins Auge fassen. Sonn- und Feiertage haben viel von ihrer Bedeutung verloren; der Bibliothekar berichtet z.B., daß die Entlehnungen, die wie überall so auch in Marienthal an Sonn- und Feiertagen besonders stark waren, heute diese periodische Steigerung kaum mehr aufweisen. In wirtschaftlicher Beziehung hat die Funktion von Wochen- und Monatsende der 14tägig wiederkehrende Auszahlungstermin der Unterstützungen übernommen. Nur von den Schulkindern geht noch ein größeres Festhalten an der Wochen-einteilung aus, das sich zum Teil auch auf die Familie überträgt. Stärker tritt jetzt auch der Wechsel der Jahreszeiten in Erscheinung: Der Ausfall von Beleuchtung und Heizung, die Erleichterung durch den Ertrag des Schrebergartens und die Möglichkeit landwirtschaftlicher Hilfsarbeit bekommen ein Gewicht, das sie im Haushalt des Industriearbeiters nicht zu haben pflegen.

So zeigt sich im Gesamtverlauf wie im kleinen, daß die Marienthaler zu einem primitiveren, undifferenzierteren Zeiterlebnis zurückgekehrt sind: Es werden nicht die neuen Verhältnisse in das gewohnte Zeitschema eingeordnet, sondern es beginnt der ärmer gewordenen Ereignis- und Anforderungswelt allmählich eine ärmere Zeitordnung zu entsprechen.

Aus: Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Erstmals veröffentlicht 1933. Zitiert nach: Edition Suhrkamp, Nr. 769, Frankfurt am Main 1975.

Die zitierten Passagen stammen aus folgenden Abschnitten:
Einleitung (S. 25 - 26)
Die Zeit (S. 84 - 86, 89 - 92)

Biofilmographie

Karin Brandauer, Jahrgang 1945, nahm ihr Studium an der Filmhochschule Wien 1969 auf. Noch während ihrer Hochschulausbildung, die sie 1975 mit dem Diplom in Regie abschloß, war sie 1974 ein Jahr lang als Regieassistentin beim ORF tätig. *Der Vampir, der aus der U-Bahn kam*, eine Koproduktion mit dem ORF, war ihr Diplomfilm.

Weitere Filme:

- 1975 *Der Muff*, nach einer Erzählung von Marie Ebner-Eschenbach. Buch: Heide Kouba, Karin Brandauer
- 1976 *Kulturstraßen*, Dokumentation. Buch: Karin Brandauer
- Im Sauwald*, Dokumentation. Buch: Friedrich Zauner
- 1977 *Im Zwischenreich der Dämmerung*, Dokumentation über Alfred Kubin. Buch: Kristian Sotriffer
- Poesie und Revolution*, Dokumentation über Georg Büchner. Buch: Heide Kouba, Karin Brandauer
- Eine florentinische Nacht*, nach einer Erzählung von Heinrich Heine. Buch: Karin Brandauer

- 1978 *Angelo Soliman oder die Präparation eines Lebenslaufes*, Dokumentation. Buch: Heide Kouba, Karin Brandauer
- Wer war Angelika Kaufmann*, Dokumentarfilm. Buch: Barbara Frischmuth
- 1979 *Wozu das Theater?*, Serie: Folge 1 bis 3. Spieldokumentation. Buch: Heide Kouba, Karin Brandauer
- 1980 *Wozu das Theater?*, Serie: Folge 4 bis 6
- 1981 *Wozu das Theater?*, Serie: Folge 7 bis 9
- 1981/82 *Der Weg ins Freie*, zwei Folgen nach einem gleichnamigen Roman von Arthur Schnitzler. Buch: Heide Kouba, Karin Brandauer
- 1983 *Lächeln ist das Erbteil meines Stammes*, Dokumentarfilm über Friedrich Torberg. Buch: Karin Brandauer
- 1985 *Erdsegen*. Fernsehfilm, Buch: Felix Mitterer
- Das Totenreich*, Zweiteiliger Fernsehfilm; Buch: H. Asmodi
- 1987 EINSTWEILEN WIRD ES MITTAG